

Verbundkatalog Kalliope

In: Sonntagsblatt. Nr. 4, 22.1.1967, S. 22.

Erstes Dejeuner mit André Gide.

Mann, Klaus

1967-01-22

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

KMK

Erstes Dejeuner mit André Gide

Von Klaus Mann

Die freundlich provinzielle Straße, nicht weit vom Boulevard St. Germain, wo Gide in Paris logiert — „la tranquille rue Vanessa“, wie er sie in den „Caves du Vatican“ nannte — war mir schon seit längerem bekannt. Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Paris war ich dorthin spaziert, um mir das Haus des Dichters andächtig zu betrachten. Übrigens gab es nichts Besonderes dran zu sehen, jedenfalls nicht von außen. Nun sollte ich also das Innere kennenlernen.

Ein etwas wackeliger Lift trug mich zur höchsten Etage — der sechsten, wenn ich nicht irre. Der junge Mann, der mir die Türe öffnete, stellte sich als Marc Allegret vor. Er sah annehmlich aus — schlank und brünett, von selbststetiger Beweglichkeit, dazu ein hübsches Gesicht mit strahlenden, intelligenten Zügen. Er führte mich in Gides Studio, wo er mit dem Sortieren von Büchern und Papieren beschäftigt gewesen war. Der Raum machte einen chaotischen Eindruck, mit Stößen von Büchern und Manuskripten auf allen Regalen, Tischen und Sitzgelegenheiten. Sogar auf dem Fußboden häuften sich die Broschüren, Luxusausgaben, Zeitschriften, Mappenwerke.

Allegret bat um Entschuldigung. Gide und er, so erklärte er mir, seien im Begriffe, eine lange Reise ins Innere Afrikas anzutreten. „Es wird hohe Zeit, daß wir endlich wegkommen“, sagte der junge Mann. „André braucht eine gründliche Luftveränderung...“ Er seinerseits freute sich auf die Expedition vor allem aus beruflichen Gründen. Eine Reise zum Kongo — welche unvergleichliche Gelegenheit für einen jungen Photographen! Ich erfuhr, daß Marc Kameramann werden wollte — „oder vielleicht auch Filmregisseur...“

Was die Bücher anging, so waren sie samt und sonders zum Verkauf bestimmt; die Auktionen sollte nächsten stattfinden. Ich schlug aufs Geratewohl einen der Bände auf und war erstaunt, auf der Titelseite eine herrliche Widmung in der Handschrift des Autors zu finden — eines recht bekannten Autors übrigens. Sollte auch dieses Buch versteigert werden? Der Schriftsteller, der es gespendet hatte — so gab ich zu bedenken — könnte eine solche Geste als verletzend empfinden.

Gerade das war die Absicht, wie mir Allegret mit einem bösen Lächeln versicherte. Der öffentliche Verkauf all dieser signierten Exemplare hatte den ausdrücklichen Zweck, die Verfasser zu ärgern und bloßzustellen. Denn eben jene Literaten, von denen die ehrerbietigen Dedikationen stammten, hatten schmächtig versagt, als es ihre Pflicht gewesen wäre, den Autor des „Corydon“ zu verteidigen.

„Nicht als ob der ganze Aufruhr viel Bedeutung hätte!“ Allegret zuckte verächtlich die Achseln. „Es ist ja wirklich zum Lachen — weiter nichts. Während diese sogenannten französischen Patrioten André anpöbeln, wählt ihn die Royal Academy in London einstimmig zum Ehrenmitglied, als Nachfolger des verstorbenen Anatole France. Es scheint, die Nation der Rabalais und Voltaire ist neuerdings zimperlicher als die ehrbaren Gentlemen jenseits des Kanals.“

Merkwürdigerweise kann ich mich durchaus nicht des Augenblicks erinnern, in dem Gide den Raum betrat: ich weiß auch nicht mehr, wie er aussah und was er sagte, als ich ihm vorgestellt wurde. Es war, als ob er sich irgendwie ins Zimmer gestohlen hätte — geräuschlos, unbemerkt einer Versenkung entstehend, um mich unverweilt in den Falten seines weiten, verwitterten Lodenüberwurfs davonzutragen. Das erste Bild von ihm, das in meinem Gedächtnis bleibt, ist das eines hageren Wanderers, der, an meiner Seite rüstig ausschreitend, sich auf dem Boulevard ergeht.

Mit trockener, gleichsam vom Wind gegebter Haut und schnitzbanker Figur, macht Gide den Eindruck eines Mannes, der viele Stunden täglich in freier Luft mit sportlichem Training verbringt. Tatsächlich hat er eine Vorliebe für ausgedehnte Spaziergänge, ist aber sonst allen athletischen Exerzitien durchaus abgeneigt. „Pas de sport!“ war seine lakonische Erklärung, als man ihm einmal nach dem Geheimnis seines jugendlichen Aussehens fragte. Trotz leicht gebückter Haltung bewegt er sich mit einer gewissen schwingenden Elastizität. In seiner weiten, mißfarbenen Pelerrine und mit dem breitrandigen Schlanphut wirkt er wie ein etwas exzentrischer Priester oder Professor. Das Gesicht ist ausdrucksvoll und sensitiv, mit einer hohen, edel gebildeten Stirn, schmalen, asketischen Lippen und seltsam mongolisch geschnittenen Augen, die unter dunkelbuschigen Brauen aufmerksam, oft beinahe listig blicken.

Sein Habitus ist der eines Menschen, der sich ständig bemüht, heiter und ruhig zu scheinen, während er innerlich nervös vibriert. All seine Gesten, sogar die Stimme und bedachtsam-wohlgesetzte Redeweise, haben das heimliche Zittern dieser willensstark disziplinierten Erregung. Kleine Angewohnheiten — ein häufiges Schnüffeln, das Spiel mit der Zigarette — verraten eine Spannung, die dank konsequenter und bewußter Selbstkontrolle sonst latent bleibt. Zuweilen gibt es in seinem Blick ein jähes, verwirrendes Funkeln — unheimliche Blitze, die wie warnende Signale aus der vulkanischen Tiefe seines Wesens nach oben kommen.

Während dieser ersten gemeinsamen Mahlzeit, die wir in einer bescheidenen „brasserie“ nahe dem Jardin du Luxembourg einnahmen, geschah es zweimal, daß solch wunderliche kleine Wetterleuchten plötzlich seine Miene veränderten. Die erste „Entladung“ fand statt, als ich ihm eine Zigarette offerierte. Er hatte unablässig geraucht, sowohl vor der Mahlzeit als auch während dieser. Nach dem Essen aber vergaß er überraschenderweise, sich seine „Gauloise bleue“ anzuzünden. Ich bot ihm eine

meiner Camels an, woraufhin er mit einer Geste fast entsetzter Abwehr den Arm erhob. „Es ist ein schreckliches Laster!“ Er hatte ein zweideutiges Lächeln, während er dies ausrief — und da war auch schon das Warnungsfunkeln! Plötzlich nachdenklich und beinahe feierlich, fügte er noch hinzu: „Meistens bin ich zu schwach, um zu widerstehen. Es ist eine Schande...“

Später kam er auf das Zigaretten Thema in einem anderen Zusammenhang zurück. Wir sprachen über einen gemeinsamen Freund, der dem Morphin verfallen war, und ich fragte Gide, ob er jemals Drogen dieser Art versucht habe. Er verneinte dies, übrigens beinahe ärgert, und schaute dann sinnend ins Leere. Als er schließlich wieder zu sprechen begann, blieb sein Blick sonderbar fern und zerstreut. „Zigaretten sind teufflich genug.“ Es klang, als ob er zu sich selber redete. „Wenn ich jemals eine Opiumpflege anrührte oder mir eine Morphiumspritze machte — es wäre aus mit mir, für immer. Ich habe keine Kraft, dem Übel zu widerstehen. Ja, im Begehren bin ich stark und zäh; so stark und zäh, daß ich meistens bekomme, wonach es mich gelüftet. Aber wenn es sich darum handelt, einer Versuchung gegenüber Zähigkeit und Stärke zu beweisen — alors ça, c'est une autre histoire.“

Das zweite Funkeln in seinem Blick ereignete sich kurz ehe wir das Lokal verließen. Ein kleiner Junge kam mit Blumen an unseren Tisch: es war recht kümmerliches Zeug, was er uns da in seinem Körbchen bot. Kümmerlich war auch der Verkäufer — ein spindeldürrer Büschchen, vielleicht zehn oder elf Jahre alt, mit weiten und blanken Augen im geblüh-welken Gesicht. Gide gab ihm etwas Geld, lehnte aber die verdorrten Rosen ab — ein Verhalten, das den Kleinen offenbar verwunderte oder sogar verletzte.

Der Junge hatte sich kaum zurückgezogen, als Gide mir schon animiert zuflüsterte: „Haben Sie bemerkt, wie er mich angeschaut hat — ganz böse, von der Seite? Faszinierend — finden Sie nicht? Dieser wilde, raubtierhafte Haß in seinen Augen! Der Junge war tief gekränkt. Natürlich hat er die Blumen irgendwo gestohlen, und auch Geld würde er stehlen, wenn die Gelegenheit sich ergibt. Aber Almosen — nein! Eine freundliche, selbstlose Geste wirkt sein ganzes Weltbild über den Haufen und beleidigt ihn auch noch in seinem Ehrgefühl. C'est bien curieux, ça! C'est tout à fait remarquable.“

Wir sprachen über andere Gegenstände — über Goethe und Proust und die Reize Nordafrikas. Aber nach einer Weile unterbrach Gide sich plötzlich — nervös auffahrend, um sich blickend, ganz im Bann eines Phänomens, das mir unsichtbar blieb. „Ich habe Grund, zu vermuten“, sagte er, mit dem Ausdruck eines halb humoristisch stilisierten, halb durchaus echten Schreckens, „in der Tat, ich bin sicher, daß unser junger Freund sich noch irgendwo hier in der Gegend aufhält. Wie unangenehm! Der Blumenjunge schneidet Gesichter hinter meinem Rücken! Gerade jetzt, in diesem Augenblick, verflucht er mich — ich spüre es ganz genau.“

Dann zuckte er die Achseln, sich gleichsam mit einer peinlichen, aber unabänderlichen Situation resigniert abfindend, und nahm die literarische Konversation wieder auf, wo er sie vorher so lässig unterbrochen hatte. Er hat eine kuriose Art, zu sprechen, ohne den Mund zu öffnen. Die Zischlaute, die solcherart zwischen seinen Zähnen zustande kommen, werden vom nervösen Schnüffeln der Nase eindrucksvoll begleitet.

Er unterließ es, seiner literarischen Arbeiten und Absichten irgendwelche Erwähnung zu tun, während ich meinerseits davon absah, indiscrete Fragen zu stellen.

DIE
SONNTAGSBLATT
SERIE

KLAUS MANN

Erstes Dejeuner bei André Gide

Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen (II)

Vor einigen Monaten haben wir eine literarische Skizze aus dem Nachlaß von Klaus Mann gebracht, in der er Begegnungen mit Greta Garbo und Charlie Chaplin schilderte. Die Art und Weise, wie Klaus Mann berühmte Zeitgenossen, gleichsam in literarischen Momentaufnahmen, ins Bild bannt, hat bei unseren Lesern lebhaften Beifall gefunden. So spontan, impressionistisch, ja flüchtig diese essayistischen, feuilletonistischen Beobachtungen sind, die der hochbegabte älteste Sohn Thomas Manns nach dem ersten Eindruck niederschrieb, so endgültig erlassen sie Situation und Menschen, die wir oft nur aus der Perspektive der offiziellen Literaturgeschichte kennen. Martin Gregor Dellin wird 1968 in der Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, München, die gesammelten Erzählungen und Essays von Klaus Mann, die in Deutschland noch zum Teil unbekannt sind, herausgeben. Wir drucken einige literarische Skizzen über berühmte und weniger prominente Zeitgenossen, denen Klaus Mann begegnet ist, mit freundlicher Genehmigung des Verlags und des Herausgebers erstmalig im SONNTAGSBLATT in einer Serie von vier Folgen ab.

Die freundlich provinzielle Straße, nicht weit vom Boulevard St. Germain, wo Gide in Paris logiert — „la tranquille rue Vaneau“, wie er sie in den „Caves du Vatican“ nannte — war mir schon seit längerem bekannt. Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Paris war ich dorthin spaziert, um mir das Haus des Dichters andächtig zu betrachten. Obigens gab es nichts Besonderes daran zu sehen, jedenfalls nicht von außen. Nun sollte ich also das Innere kennenlernen.

Ein etwas wackeliger Lift trug mich zur höchsten Etage — der sechsten, wenn ich nicht irre. Der junge Mann, der mir die Tür öffnete, stellte sich als Marc Allegret vor. Er sah angenehm aus — schlank und brünett, von selbstlicher Beweglichkeit, dazu ein hübsches Gesicht mit straffen, intelligenten Zügen. Er führte mich in Gides Studio, wo er mit dem Sortieren von Büchern und Papieren beschäftigt gewesen war. Der Raum machte einen chaotischen Eindruck, mit Stößen von Büchern und Manuskripten auf allen Regalen, Tischen und Sitzgelegenheiten. Sogar auf dem Fußboden blühten sich die Broschüren, Luxusausgaben, Zeitschriften, Mappenwerke.

Allegret bat um Entschuldigung, Gide und er, so erklärte er mir, seien im Begriff, eine lange Reise ins Innere Afrikas anzutreten. „Es wird hohe Zeit, daß wir endlich wegkommen“, sagte der junge Mann. „André braucht eine gründliche Luftveränderung...“ Er seinerseits freute sich auf die Expedition vor allem aus beruflichen Gründen. Eine Reise zum Kongo — „ein unvergleichliches Abenteuer für einen jungen Fotografen!“ Ich erfuhr, daß Marc Kutzmann sein werden wollte — „oder vielleicht auch Filmregisseur...“

Was die Bücher angeht, so waren sie samt und sonders zum Verkauf bestimmt; die Auktion sollte nächsten stattfinden. Ich schlug aus Geradewohl einen der Bände auf und war erstaunt, auf der Titelseite eine herrliche Widmung in der Handschrift des Autors zu finden — eines recht bekannten Autors übrigens. Sollte auch dieses Buch veräußert werden? Der Schriftsteller, der es gespendet hatte — so gab ich zu bedenken — könnte eine solche Geste als verletzend empfinden.

Gerade das war die Absicht, wie mir Allegret mit einem bösen Lächeln verdeutlichte. Der öffentliche Verkauf all dieser signierten Exemplare hatte den ausdrücklichen Zweck, die Verfasser zu ärgern und bloßzustellen. Denn eben jene Literaten, von denen die ehrenrührenden Dedikationen stammten, hatten schamvoll versagt, als es ihre Pflicht gewesen wäre, den Autor des „Corydon“ zu verflechten.

„Nicht als ob der ganze Auftritt viel Bedeutung hätte“, Allegret kicherte verächtlich die Achseln. „Es ist ja wirklich alles nur — weiter nichts. Während diese sogenannten französischen Patrioten André anpöbeln, wählt ihn die Royal Academy in London einstimmig zum Ehrenmitglied, als Nachfolger des verstorbenen Anatole France. Es scheint, die Nation der Fabeln und Voltaire ist bezeichnenderweise der die ehrbaren Gemüthen jenseits des Kanals.“

Merkwürdigerweise kam ich nicht, durchaus nicht dem Augenblicke entgegen, in dem Gide den Raum betrat; ich weiß auch nicht mehr, wie er aussah und wie er sagte, als ich ihm vorgestellt wurde. Es war, als ob er sich irgendwie ins Zimmer gestohlen hätte — geräuschlos, unbemerkt einer Versenkung entstehend, um mich unvermittelt in den Falten seines weiten, verwitterten Lederbiederwurs davanzutragen. Das erste Bild von ihm, das in meinem Gedächtnis bleibt, ist das eines hageren Wanderers, der, an meiner Seite rittig ausstreichend, sich auf dem Boulevard ergibt.

Mit trockener, gleichsam vom Wind gegebter Haut und sehnig-schlanker Figur, macht Gide den Eindruck eines Mannes, der viele Stunden täglich in freier Luft mit sportlichem Training verbringt. Tatsächlich hat er eine Vorliebe für ausgedehnte Spaziergänge, ist aber sonst allen athletischen Exerzitien durchaus abgeneigt. „Pas de sport!“ war seine lakonische Erklärung, als man ihn einmal nach dem Geheimnis seines jugendlichen Aussehens fragte. Trotz leicht gebückter Haltung bewegt er sich mit einer gewissen schwingenden Elastizität. In seiner weiten, milfarbenen Pelz- und mit dem beiträgen Schlafapth wirkt er wie ein etwas exzentrischer Priester oder Professor. Das Gesicht ist ausdrucksvoll und sensibel, mit einer hohen, edel gebildeten Stirn, schmalen, asketischen Lippen und weissem, mangellos geschnittenen Augen, die unter dunkelbraunen Brauen aufmerksam, oft beinahe listig blicken.

Sein Habitus ist der eines Menschen, der sich ständig bemüht, heiter und ruhig zu scheinen, während er innerlich nervös vibriert. All seine Geste, sogar die Stimme und bedächtige Bewegungen, deuten auf das heimliche Zittern dieser willkürlich disziplinierten Erregung. Kleine Angewohnheiten — ein häufiges Schnüffeln, das Spiel mit der Zigarette — verströmen eine Spannung, die dank konsequenter und bewußter Selbstkontrolle sonst latent bleibt. Zuweilen gibt es in seinem Blick ein über verwehrendes Funkeln — unheimliche Blicke, die wie warnende Signale aus der vulkanischen Tiefe seines Wesens nach oben kommen.

Während dieser ersten gemeinsamen Mahlzeit, die wir in einer bescheidenen „brasserie“ nahe dem Jardin du Luxembourg einnahmen, geschah es zweimal, daß sich wunderliche kleine Wetterfeuchten plötzlich seine Miene veränderten. Die erste „Zaladone“ fand statt, als ich ihm eine Zigarette offerierte. Er hatte unabsichtlich gelauscht, sowohl vor der Mahlzeit als auch während dieser. Nach dem Essen aber vergaß er über-raschenderweise, sich seine „Gauloise bleue“ anzuzünden. Ich bot ihm eine meiner Camelos an, woraufhin er mit einer Geste fast entsetzter Abwehr den Arm erhob. „Es ist ein schreckliches Laster!“ Er hatte ein zweideutiges Lächeln, während er dies ausrief — und da war auch schon das Warnungsfunkeln! Plotzlich nachdenklich und beinahe feierlich, fügte er noch hinzu: „Meistens bin ich zu schwach, um zu widerstehen. Es ist eine Schande...“

Später kam er auf das Zigarettenthema in einem anderen Zusammenhang zurück. Wir sprachen über einen gemeinsamen Freund, der dem Morphium verfallen war, und ich fragte Gide, ob er jemals Drogen dieser Art versucht habe. Er verneinte dies, übrigens beinahe ärgerlich und schaute dann sinnlos ins Leere. Als er schließlich wieder zu sprechen begann, ließ sein Blick sonderbar fern und zerstreut. „Zigaretten sind teuflisch genug.“ Es klang, als ob er zu sich selber rede. „Wenn ich jemals eine Opiumpilze ansetzte oder mir eine Morphiumspritze machte — es wäre was mit mir, für immer... Ich habe keine Kraft, dem Döbel zu widerstehen. Ja, im Begreifen bin ich stark und zäh; so stark und zäh, daß ich meistens bekomme, wonach es mich geistelt. Aber wenn es sich darum handelt, einer Versuchung gegenüber Zähigkeit und Stärke zu beweisen — alors ça, c'est une autre histoire...“

Das zweite Funkeln in seinem Blick ereignete sich kurz ehe wir das Lokal verließen. Ein kleiner Junge kam mit Blumen an unseren Tisch; es war recht kümmerliches Zeug, was er uns da in seinen Körbchen bot. Kümmerlich war auch der Verkäufer — ein singeläurtes Büschchen, vielleicht zehn oder elf Jahre alt, mit weiten und blanken Augen im gelblich weiten Gesicht. Gide gab ihm etwas Geld, lehnte aber die verdorrten Rosen ab — ein Verhalten, das den Kleinen offenbar verwundete oder sogar verletzte.

Der Junge hatte sich kaum zurückgezogen, als Gide mir schon animiert aufleuchtete: „Haben Sie bemerkt, wie er nicht angeschaut hat — ganz böse, von der Seite? Faszinierend — finden Sie nicht? Dieser wilde, raubtierhafte Haß in seinen Augen! Der Junge war tief gekränkt. Natürlich hat er die Blumen irgendwo gestohlen, und auch Geld würde er stehlen, wenn die Gelegenheit sich ergibt. Aber Almoos — nein! Eine freundliche, selbstlose Geste wirkt sein ganzes Weltbild über den Haufen und beleidigt ihn auch noch in seinem Ehrgefühl. C'est bien curieux, ça! C'est tout à fait remarquable...“

Wir sprachen über andere Gegenstände — über Goethe und Proust und die Reize Nordafrikas. Aber nach einer Weile unterbrach Gide sich plötzlich — nervös aufstehend, um sich blickend, ganz im Raum eines Phänomens, das mir unsichtbar blieb. „Ich habe Grund, zu vermuten“, sagte er, mit dem Ausdruck

Rainer Maria Rilke hat viel über die Nachbarn geschrieben. Ungemein zahlreiche Nachbarn scheint er in seinem Leben gehabt zu haben: Nachbarn, die weinten und solche, die schnarchten und andere, die viel redeten oder auf und ab gingen oder Musik machten. Die Nachbarn haben in seinem Leben eine große Rolle gespielt — im „Malte Laurids Briggs“ ist es nachzulesen.

In einem der großen Wiener Ring-Hotels hatte ich eine Nachbarin, die Geigerin war. Ich glaube, sie gehörte zu den berühmten Geigerinnen — man kennt ihren Namen wohl in der ganzen Welt.

Trotzdem würden die meisten Menschen — nachdem sie eine kleine Weile gleichsam geschmeichelt gewesen sind, neben einer so berühmten Frau zu logieren — sich für eine solche Nachbarin mit Geringschätzung bedanken. „Diese ewige Üben“, würden die meisten Menschen sagen, „es macht einen ja ganz verrückt.“ Und in der Tat, der Ausdruck vom „ewigen Üben“ würde kaum übertrieben sein. Denn, wirklich: diese Frau geigt üben. Sie beginnt um acht Uhr morgens, und sie hört überhaupt nicht mehr auf, auch mittags unterbricht sie nicht. Sie steht und geigt — vielleicht in einem Schlafrock, einem Kimono, großgebildet, mit weiten Ärmeln; vielleicht in der großen Toilette, die sie abends vor dem Publikum zu zeigen hat; vielleicht in einer Bluse, die etwas milfarben ist — in der Bluse, die Mädchen in Banken oder in Reisebüros tragen.

Die Geigerin hat kein Gesicht, nur eine leere Fläche — eine Fläche, die etwas leuchtet — die sie ständig über das Instrument hält — über dieses unheimliche



André Gide

Foto: Böck, Verlag

eines halb humoristisch stilisierten, halb durchaus echten Schreckens, in der Tat, ich bin sicher, daß unser junger Freund sich noch irgendwo hier in der Gegend aufhält. Wie unangenehm! Der Blumenjunge schneidet Gesichter hinter meinem Rücken! Gerade jetzt, in diesem Augenblick, verflucht er mich — ich spüre es ganz genau...“

Dann zuckte er die Achseln, sich gleichsam mit einer petulischen, aber unabänderlichen Situation resigniert abfindend, und nahm die literarische Konversation wieder auf, wo er sie vorhin so jäh unterbrochen hatte. Er hat eine kuriose Art, zu sprechen, ohne den Mund zu öffnen. Die Zischlaute, die solcherart zwischen seinen Zähnen zustande kommen, werden vom nervösen Schnüffeln der Nase eindrucksvoll begleitet. Er unterließ es, seiner literarischen Arbeiten und Absichten irgendwelche Erwähnung zu tun, während ich mittlerweile davon abließ, indiskrete Fragen zu stellen.

DIE GEIGERIN VON NEBENAN

Instrument, welches ihre Finger — Finger, mit sehr kurz geschnittenen Nägeln — unaufhörlich traktieren. So steht sie und geigt, diese Unermüdete — große Triller und kleine Läufe und Bruchstücke von Melodien, die sich dann wieder in Triller und Läufe auflösen. Die großen Läufe spielt sie sehr hart und präzise, als hinge das Wohl ihrer Seele davon ab, daß kein Ton verloren geht. Sie spielt sie mit der Präzision einer Maschine, mit der fürchterlichen Genauigkeit einer Göttin, die bestimmte kultische Pflichten zu erledigen hat.

Sie spielt und spielt. Die Geschäftleute erledigen ihre Geschäfte; sie verkaufen Schuhe oder Hemden oder Blumenkörbe. Die Dienstmädchen laufen mit ihren Besen herum, der Tag altert und wird fett und satt — satt mit Leben... Denn „das Leben geht seinen Gang“, wie man es wohl nennt; das heißt: es verwest, es verbleicht, es peimigt, es quält, es ist komisch. Die Priester beten. Die Sterbenden sterben, es werden wohl auch Kinder geboren. Die geschlossene Göttin aber geigt. Meine Nachbarin verbringt den Tag stehend und exekutiert harten Wohlklang, Läufe und Triller — Triller und Läufe... Mit einem beinahe wahnwitzigen Eifer, so wie ein Irrsinniger seiner fixen Idee frönt, treibt sie ihre kultische Übung.

Natürlich könnte man selbst darüber wahnwitzig werden. Merkwürdig aber ist, daß das Lauschen auf die spröden Exerzitien der Nachbarin mich eher begehrt, eher erfrischt, fast beglückt — statt mich zu peinigen oder zu irritieren. Es lüßt mich, aufs neue, nachdenklich zu werden über ein Phänomen, über das mir Gedanken zu machen ich schon oft Anlaß und

Gelegenheit hatte; über das — sehr mysteriöse — Phänomen des Ersten im Spiel, des Ersten in der Kunst, meine ich: der Unerbittlichkeit in der selbstgestellten Aufgabe. Denn hier handelt es sich um Dienst — um die sakrale, objektiv eigentlich sinnlose, auf eine komplizierte Art ins Religiöse spielende Übung zu Ehren — welcher Gottheit? Wie nennen wir sie? Ich bin davon überzeugt: Die fremde Frau in der Bluse oder der Balltoilette sucht überhaupt keinen Namen für sie. Sie „übt“ nur. Sie steht nur und geigt...“

Es ist mir lieb, daß ich ihr Gesicht nicht kenne. Keinemfalls werde ich in ihr Konzert gehen, das auf allen Plakataulen von Wien so großartig angezeigt ist. Ich denke doch gar nicht daran, mir die schöne, ja, wie ein Halbedelstein mattschimmernde Fläche ihres Gesichtes mit Zügen auszufüllen, die mir vielleicht ganz unsympathisch oder doch gleichgültig sein würden: eine Nase, Lippen, eine Stirn, eine gepflegte Friaus in diese tröstliche leuchtende Odäth zu setzen. Das tun ich ganz bestimmt nicht. Ich gehe bestimmt nicht ins Konzert.

Trotzdem flücht dieses Konzert — in das nicht zu gehen ich also durchaus entschlossen bin — schon an, in meiner ganzen Existenz eine gewisse dominierende Rolle zu spielen. Sein — allmählich aber schrecklich sicher nahendes — Datum erregt mich. Was mag für die Geigerin alles abhängen von diesem Konzert? Vielleicht sehr viel — vielleicht beinahe alles. Am Ende hat die musikalische Kritik schon geschrieben, sie sei „außer Form“ gekommen; ihr Ton sei zu dünn — wie oft habe ich gelesen, daß Virtuosen, die sich doch gewiß alle sehr Mühe geben, einen zu „dünnen“ Ton haben —, und nun wird sie sich also neu zu beweisen haben! Daher ihre Aufregung, ihr fanatischer Eifer, Mein Gott, für diese unterhalb Stunden auf dem Podium, und für diese paar kalten Sätze in der Abteilung „Musikkritik“ steht sie also Stunden und Stunden lang, teils in ihrem Salon (denn sie hat einen eigenen Salon, wie ich sehr wohl weiß — das gehört wohl zu ihren „Berufs-Speisen“); teils in ihrem Badezimmer (gar nicht selten kommt es vor, daß die Ungeheuer der Zimmernachbarn sie ins Badezimmer verwechseln, so wie man zu einem Hund spricht: „Geh jetzt, du strotz! March, ins Badezimmer!“). Sie übt vor ihrem kleinen Damenzimmer — man kennt ja diese Kleinsten-Habituas, die immer wackeln — und sie übt vor ihrer luxuriös gekochten Badekammer — in die zu steigen sie die Zeit nicht nicht gönnt. Sie übt und übt...“

Obwohl die vollkommenste Fremdheit zwischen ihr und mir unsere Verhältnisse bestimmt, gönne ich, nicht so mir doch Freude, daß ich wenigstens ihre Stimme kenne — eine Stimme, die übrigens mit sympathischem Klang, ziemlich dunkel und mit stark wienerischem Akzent spricht. Einmal, abends, gegen zehn Uhr etwa, Sie übt und übt...“

Fortsetzung auf Seite 23